

mit aufgenommen werden,¹³ sofern sich ein thematischer Bezug herstellen lässt oder hergestellt wird. Thorsten Berndt definiert die Beobachtung der Umgebung um *Kontextwissen*, das Aufschlüsse über den Sozialraum erlaubt.¹⁴ In einem Interview sitzt ein Richter des Oberlandesgerichts einem ›leeren Tisch ohne Akten‹. Die Aktenlosigkeit wird, entgegen dem Gebot der Zurückhaltung, zu einem Gesprächsthema und somit zum Datum. Als solches fügt sich das dokumentierte Bild in ein professionelles Selbstverständnis des Interviewpartners ein: Ein aktenloser Tisch heißt effizientes Arbeiten, es steht im Kontrast zu anderen beobachteten Schreibtischen, die bis dato nicht infrage gestellt wurden. Berndt greift die Beobachtung noch im Interview auf und unterminiert in einer produktiven Weise die Haltung des nicht intervenierenden Sozialforschers.

Beobachtungen können als Reflexionsgrundlage im Zusammenhang mit den geführten Interviews kontextualisiert und kritisch geprüft werden. In dieser Hinsicht sind ebenso Artefakte zu nennen, die als stoffliche Produkte von Handlungen die Situation des Interviews mittragen und nicht vom sozialen Kontext isolierbar sind. Wichtige Ansätze dazu bieten die Arbeiten von Ulrike Froschauer und Manfred Lueger (2018) für die Erfassung organisationaler Praktiken. Die Bildungseinrichtungen wurden von mir meist nur kurz aufgesucht und die Organisation war nicht eigentlicher Gegenstand der Untersuchung. Artefakte sind aber auch Dokumente wie Selbstdarstellungen und Broschüren sowie Grundordnungen, die immer wieder gegengelesen wurden: Hier werden Rahmendaten wie Aufnahmebedingungen, Abläufe sowie teilweise Inhalte und Ziele von Bildungsangeboten vorgestellt. Ob sich der ideale Ablauf mit dem tatsächlichen Durchlauf deckt, ließ sich nicht immer rekonstruieren, da dafür eine andere Form der Forschung notwendig wäre. Dass eine an sich starre Lehrplanung eben auch dynamisch angelegt ist, lässt sich aber anhand der übergreifenden Organisation der Inhalte ablesen: Nahezu alle Bildungsangebote sind modularisiert, d. h., dass thematische und zielbezogene Einheiten, teilweise getrennt, teilweise aufbauend absolviert werden. Aber auch individuelle spätere Einstiege oder vorzeitige Ausstiege aus dem Bildungsangebot bringen Dynamik in organisationale Abläufe.

5.4 Auswertung

Der Schwerpunkt der Auswertung liegt auf der Rekonstruktion der Bildungs- und Berufsbiografie, die zum Zeitpunkt des Interviews innerhalb einer spezifischen institutionellen Logik Wirkung entfaltet, sowie auf geschilderten Interaktionen,

-
- 13 Rückkopplungen an institutionelle Rahmen und Anschlüsse an sozialtheoretische Bezüge finden sich für diese Art der Forschung in Form *dichter Beschreibungen* (vgl. Geertz 1987:202ff.).
- 14 Berndt (2008:359f.) unterscheidet drei Arten dieser Herstellung: den Kontexteinbezug, die Kontextnotiz und die Kontextveranschaulichung.

die Aufschlüsse über Identifikationen innerhalb dieses Rahmens zulassen. Herangezogen werden zwei Ansätze, die in der deutschsprachigen Forschung selten¹⁵ miteinander in Beziehung gesetzt werden: Auf der einen Seite biografische Rekonstruktionen unter Einbeziehung von Bildungsprozessen (vgl. Alheit/Dausien 2017) – meist in Zusammenhang mit weiteren institutionellen und diskursiven Aspekten; auf der anderen Seite identitätsanalytische Instrumentarien – in der internationalen Forschung als *Positionierungstheorien* bekannt – sowie die abgeleitete Form des Small-Stories-Ansatzes (vgl. Bamberg/Georgakopoulou 2008; Deppermann 2013).

5.4.1 Biografische Zugriffe: Persistente Strukturen

Biografische Forschung geht den latenten Sinnstrukturen, die Aufschluss über soziale Orientierungsmuster geben (vgl. Fischer/Kohli 1987), auf den Grund. Dabei geht es um das Zusammenwirken von Individuum und Gesellschaft, das nicht allein im Hier und Jetzt der Interviewsituation stattfindet, sondern die Gene-*se* von *Sozialität* (vgl. Mead 1969) gestaltet. Anders als die Lebenslaufforschung fragt die interpretative Biografieforschung nach *Sinnsetzungsakten* (vgl. Rosenthal 2002:229), die sich nicht im Vorhinein entlang von Ereignissen (»die Immigration«, »die Einschulung«) bestimmen lassen. Für Rosenthal ist die Interdependenz von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Bedingung des Gesellschaftlich-Seins und -Werdens. Das Vorgehen ist *abduktiv* (vgl. Rosenthal 2008:58ff.),¹⁶ d.h., dass

-
- 15 Inken Klein et al. (2012) verbinden in ihrer Untersuchung von türkischen Heiratsmigrantinnen biografische, ethnografische und soziolinguistisch inspirierte Identitätsanalyseverfahren, auf die auch ich weiter unten eingehen werde. Spies (2010) bezieht sich in ihrer Dissertation *Migration und Männlichkeit* explizit auf identitäts- und positionierungsgeleitete Ansätze und Autor:innen des Small-Stories-Ansatzes. Dabei entwickelt sie eine Genealogie des Positionierungsansatzes narrationsanalytischer und postkolonialer Autor:innen, die sich durchaus mit der Biografieforschung verbinden lassen (vgl. Spies 2019; Spies/Tuider 2017). Auch Bosančić (2014) nennt in seiner Arbeit zu »unqualifizierten Arbeitern« identitäts- und narrationsbezogene Perspektiven von Selbsterzählungen, die dieser Forschungsrichtung nahe stehen (vgl. bspw. Somers 1994). Spies und Bosančić arbeiten jedoch vorwiegend mit diskursanalytischen Instrumentarien (und unter kritischer Bezugnahme auf die Biografieforschung), die in meiner eigenen Arbeit nicht systematisch einbezogen werden, auch wenn *Diskurse* wegweisend für die Ausweitung des biografischen Ansatzes, wie er hier verstanden wird, sind.
- 16 Charles Sanders Peirce, von dem der Begriff stammt, überarbeitete das Vorgehen der Abduktion mehrfach. Insofern kann nur von einem bestimmten Verständnis gesprochen werden, das im Kontext der qualitativen Sozialforschung herangezogen und entwickelt wird (vgl. Reichertz 2003). Die Hypothesenbildung in interpretativen Verfahren entspricht häufig Sprüngen, die waghalsig und erkenntnisreich sein können; die Begründung ist dabei nicht immer nachvollziehbar. Jo Reichertz plädiert dafür, Abduktion nicht als Schließungs-, sondern als Erkundungsverfahren zu verstehen.

die Hypothesenbildung am Einzelfall erfolgt und sich im Laufe der Auswertung immer weiter verdichtet, ohne dass am Ende dabei vom Einzelfall auf alle Fälle geschlossen wird.¹⁷ Das wichtigste Element dieser Annäherung ist die Kontrastierung zwischen *erlebter* und *erzählter Lebensgeschichte*, die jeweils unterschiedlichen Herstellungs- und Darstellungslogiken folgen.¹⁸ Eine Biografin erzählt dabei nicht, wie es ›tatsächlich war‹, sondern wie sie es in einer bestimmten Situation erinnert und in der Gegenwart einordnet:

Die erzählte Lebensgeschichte dient vielmehr der Rekonstruktion vormals und heute erlebter Wirklichkeiten, die als konstitutive Bedingungen sozialen Handelns von Gesellschaftsmitgliedern und damit von sozialer Wirklichkeit zu gelten haben. Außerdem gibt uns die Lebenserzählung Aufschluß über die Wirkung vergangener Wirklichkeiten auf die Gegenwart. (Rosenthal 1994:133)

Praktisch stellt sich jedoch die Frage, wie sich diese Ebenen beschreiben lassen, um sie analytisch für die Beantwortung von Forschungsfragen – nach Orientierungsmustern, Handlungsstrategien und Strukturen der Ex- und Inklusion – anschlussfähig zu machen. Auf die praktischen Aspekte gehe ich daher im folgenden Abschnitt genauer ein.

Auswertungsschritte

Die Analyse folgt den fünf Auswertungsschritten von Rosenthal (2008). Dazu gehören: (1) Die Analyse der biografischen Daten (erlebte Lebensgeschichte), (2) die Text- und thematische Feldanalyse (erzählte Lebensgeschichte und Selbstpräsentation), (3) die Rekonstruktion der Fallgeschichte, (4) Feinanalysen einzelner Textstellen, (5) die Kontrastierung erlebter und erzählter Lebensgeschichte. Der sechste Schritt läuft meist auf eine Typenbildung hinaus.

Dass Typisierungen durchaus problematisch sein können, wurde insbesondere in der Geschlechterforschung diskutiert: So können am Ende ›kulturelle Deutungs-

17 »Die interpretative Biographieforscherin [...] rekonstruiert einzelne Fälle und strebt keine numerische, sondern theoretische Verallgemeinerungen an.« (Rosenthal 2002:138)

18 In der biografischen Selbstnarration kommen beide Aspekte zum Tragen und Verhalten sich dialektisch zueinander: Der Akt der Darbietung und der Akt der Zuwendung des Wahrgenommenen und Erinnerten beeinflussen sich gegenseitig, in einer Weise, die erst die *Biografie* als Gesamtzusammenhang des selbstgedeuteten Lebens begreifbar macht. Rosenthal bezieht sich dabei insbesondere auf Aron Gurwitschs (1975:142ff.) Lesart von Edmund Husserls *Noema* und *Noesis*. Während *Noema* das sich Darbietende meint, verweist *Noesis* auf den Akt der Zuwendung. Die grundlegende Unterscheidung dieser beiden Arten der Wahrnehmung und Zuwendung zu einer Erinnerung gestaltet sich ausgehend von dem ›Ding‹ (z.B. einer Krankheit), das an sich unveränderbar ist, aber von der auf Kohärenz bedachten Erzählenden in der gegenwärtigen Situation gedeutet und unter retrospektiven Gesichtspunkten eingeordnet wird.

muster« von Personen im Vordergrund stehen, die als individualisierte Prägung des Einzelfalls eben jene Strukturen reproduzieren, die sie aufgreifen (vgl. Hagemann-White 1984:74). In Anlehnung daran plädiere ich für eine differenzierte Einbeziehung kontextualisierter Diskurse, die eben nicht ›die qualifizierte Migrantin und ihr Handeln« ausleuchtet, sondern auch diese Kategorien infrage stellt. Am Ende dieser Studie stehen daher keine Typen von Bildungsaktiven, sondern Wirkungsmechanismen.

Die Feinanalysen einzelner Textstellen, also text- und häufig auch wortgenauen Betrachtungen und Deutungen einzelner Abschnitte, schließt an das Erinnernte, Erlebte und Erzählte an. Wie lässt sich dieser Schritt in den Gesamtzusammenhang des Biografischen einordnen? Nachdem wichtige Lebensstationen chronologisch extrahiert und interpretiert wurden, wird sich wieder dem eigentlichen Text zugewandt, der eine *eigensinnige* Abfolge präsentiert und in seiner Art und Weise betrachtet wird. Hier treten Legitimationen zutage, warum jemand so handelt und nicht anders. Die Feinanalysen und ihre Interpretationen fungieren als Belegstellen, an denen bisher formulierte Hypothesen geprüft werden. Dieser Analyseschritt stößt bei ›nicht muttersprachlichen Texten« an Grenzen (vgl. Breckner 2009:190). Ich plädiere dafür, an dieser Stelle offen zu sein und kontextualisiert vorzugehen.¹⁹ Das Zusammendenken von Biografie und Institution im Kontext von Migration bedingt eher eine Perspektiverweiterung, die nun thematisiert werden soll.

Biografizität: Eigensinn und gesellschaftliche Anforderung im Wandel

Das Erzählen der (eigenen) Biografie ist als verorteter und verzeitlichter Präsentationsmodus zu erachten, der sozialforscherisch dann umso interessanter wird, wenn neue Flexibilisierungsanforderungen und -optionen Einfluss auf Laufbahnmuster erhalten und Status kontingent oder zumindest nicht mehr deterministisch

19 Folgt man der Prämisse, dass Aussagen aufgrund ›datengestützter Perspektivendekonstruktion« als Strategie zur Herstellung von Validität (vgl. Reichertz 2000:46f.) dienen, so gilt es, Vorurteile von Interpret:innen zu zerstören. Als Beispiel dafür können normative Implikationen dienen, wie sie bei einer Interpretationssitzung aufkamen: Mit Forscherinnen wurde ein Segment diskutiert, das darauf schließen ließ, dass gegenüber Geflüchteten oder gar Fluchtmigration insgesamt rassistisch argumentiert wird. Die Perspektive änderte sich im Laufe der Diskussion und wurde am Ende ›auflösend« mit Informationen kontrastiert: dass es sich um einen ›ägyptischen Studierenden« handelt; dass dieser 2015 ein Praktikum in einer Einrichtung machte; dass diese Einrichtung mit neuen Anforderungen zu kämpfen hatte, die Ressourcen, Zuständigkeiten und Kompetenzen überschritten. Die Frage, ›ob das (Gesagte) rassistisch ist«, konnte nicht beantwortet werden, da die Kriterien dafür nicht vollends geklärt wurden. Auch ging es nicht darum, zu bestätigen oder zu leugnen, dass jemand mit eigener Migrations- und Rassismuserfahrung ›(nicht) rassistisch« sein kann. Im Gesamtzusammenhang konnte aber rekonstruiert werden, wie sich Konfliktlinien unterschiedlicher Migrationsformen in Institutionengefügen konstituieren und wie der Diskurs um Flucht nach 2015 teilweise funktioniert.

erscheint (vgl. Fischer/Kohli 1987; Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997; Alheit 2008; Dausien 2013). Über die Lebensgeschichte *sprechen* ist eng verwoben mit dem *Sein*, das einem größeren Wandel unterlegen ist und neue Anforderungen verschiedener Bereiche an Menschen stellt (vgl. Holzer 2017). Diese Komplizenschaft zwischen der (eigenen) Herstellung des Lebenslaufs und seinem Präsentationsmodus – dem *doing biography* (vgl. Büchter 2016)²⁰ – lässt sich um eine Dimension erweitern, die Alheit und Dausien mit Perspektive auf Bildungsprozesse einführen. Ein verfälschter Begriff des Lebenslangen Lernens suggeriert, dass jegliche Statuspassage in der Moderne von pädagogischen Programmen begleitet würde. Das Konzept der *Biografizität* führt allerdings weiter und knüpft daran an, dass Statuspassagen des Erwachsenenalters nicht abgedeckt sind, sondern dass eine *Institutionenlosigkeit* (vgl. Alheit 2000:158) zutage tritt, die in zwei Richtungen zu denken ist: den Zwang zur ›biografischen Selbstreferenzialität‹ von Individuen (vgl. ebd.) und die Anforderungen an bestehende Institutionen, die prinzipiell ebenso diesem Wandel unterzogen sind, damit umzugehen. In diesem Spannungsverhältnis ergeben sich neben beträchtlichen Risiken auch Potenziale der Veränderung (vgl. Alheit 2010:243). Christine Thon (2016) sieht diese Konzeptionierung von *Biografie* als prinzipiell anschlussfähig dafür an, das ›Subjekt der Biografieforschung‹ nicht nur als Produkt bestehender Ungleichheitsverhältnisse zu sehen, sondern *Eigensinn* als eigenständige Form dieses Verhältnisses zu bestimmen. *Eigensinn*²¹ kann im Anschluss an die Auseinandersetzung zwischen biografie- und diskurstheoretischer Forschung nicht notwendig begriffen werden »als widerständig in dem Sinne, dass er sich gegen Normierungen richten oder sich ihnen verweigern würde«, so Thon. Vielmehr gehe es hier »um die Eigenlogik und Individualität biografischer Konstruktionen« (Thon 2016:188). In dieser Hinsicht gestaltet sich *Biografie* als Konzept: Sie ist die »individuelle Antwort auf die äußeren Restriktionen, auf die Verwaltung und Steuerung«, aber auch Teil des »Verwaltungsapparates«, der »ihre eigene Weiterentwicklung beeinflussen, d.h. begünstigen oder beschränken« kann (Schilling/Biele Mefebue 2016:5).

Die Einbeziehung des institutionellen Rahmens ›Weiterbildung‹ resp. der unterschiedlichen Rahmen, in denen Erwachsene (Zugewanderte) an Bildung teilnehmen, stellt die Arbeit vor die eingangs beschriebene Herausforderung, dass dieser

20 Gemeint sein kann damit eine ›berufsbiografische Gestaltungskompetenz‹, die sich auch in der Performanz zeigt, den Lebenslauf auf kontextangemessene Weise präsentieren zu können. Das *doing biography* geht jedoch weiter und rekurriert auf den umfassenden Modus der Moderne, selbst an der Narration arbeiten zu können und z.B. die Bildungs- und Berufsbiografie selbst zu gestalten und gestalten zu müssen.

21 Auch Kerstin Jürgens (2006:265) schreibt in *Arbeits- und Lebenskraft*, dass sich Eigensinn nicht zwangsläufig in Widersetzung niederschlägt, Eigensinn aber die Voraussetzung für Widersetzung ist.

nur spezifiziert umrissen werden kann. Dabei soll der Prozesscharakter einer prinzipiell nicht mehr vorstrukturierten Lebensphase näher eruiert werden.

Modifikation: Argumentationen als Textsorte

Schütze (1983) plädiert dafür, alle Textsorten, die nicht dem Genre der *Geschichten*²² zuzuordnen sind, zu eliminieren. *Argumentationen* (und Evaluationen oder Berichte) verweisen meiner Meinung nach jedoch grundlegend auf Verhältnisse – sowohl in der Sprechsituation als auch im größeren Zusammenhang der Gegenwart. Zudem formiert sich in ihnen die Artikulationsfähigkeit von Subjekten. Argumentationen können produktiv in den rekonstruktiven Prozess mit einbezogen werden: Sie erlauben einen Zugang zur Erfahrungsebene (vgl. Maxelon et al. 2018:180), die Aufschluss über die Alltagstheorien der Befragten gibt (vgl. Nohl 2017:24). Innerhalb des Settings ›Bildung im Erwachsenenalter‹ werden zwangsläufig Begründungen abgerufen.

Mit der Berücksichtigung von Argumentationen (aber auch Evaluationen und Berichten) kommt es zu einer grundlegenden methodischen Erweiterung: »Narrative biografische Konstruktionen beinhalten die Erklärungen und Rechtfertigungen des Gewordenseins und bilden damit gleichzeitig auch die Basis für Handlungsorientierungen.« (Lucius-Hoene/Deppermann 2002:57)

5.4.2 Narrative Zugriffe: Dynamische Positionierungen

Das Reflexionsbeispiel zum Thema ›Deutsche Sprache‹ verdeutlicht, dass die Analyse nicht auf Erzählungen beschränkt ist, sondern dass konkret gefragt werden muss, wie Narrative interaktiv zustande kommen, in welchem Rahmen sie wie präsentiert werden und welchen übergeordneten Diskursen sie zugeordnet werden können.

Anna De Fina und Alexandra Georgakopoulou entwickelten zusammen mit Michael Bamberg einen Ansatz, der sich auf die sogenannten ›small stories‹ konzentriert. Ist die Biografieforschung die Analyse der ›big story‹, so werden Ansätze,

22 Heinz Bude (1985) kritisierte, dass (erzählte) Geschichten prinzipiell fiktional sein können und der Erfahrungsbegriff der Erzähltheorie problematisch sei, weil sich alles als *Homologie* darstelle. Dieser Kritik möchte ich in Anlehnung an mannigfaltige Reaktionen (vgl. Rosenthal 1993; Lutz et al. 2018) an dieser Stelle nicht zustimmen, da nicht ›der Erfahrung‹ oder ›dem (individuellen) Erleben‹ einseitig Rechnung getragen wird, sondern sich die Rekonstruktion latenter Sinnstrukturen gerade in der Kontrastierung von Erleben, Erinnern und Erzählen ergibt (vgl. Rosenthal 2010:201). Neuere Kritiken an der Biografieforschung zielen insbesondere auf die Frage des Subjektstatus und seiner Voraussetzungen, die mit der Praxis der offenen Einstiegsfrage einhergehen, der Wissensbestände, der Konstruktionsleistung und der biografischen Erzählform (vgl. Thon 2016).

die sich kleineren Ausführungen zu Interaktionen sowie davon ausgehenden Bestimmungen von Positionalität in größeren Zusammenhängen widmen, als ›small stories‹ bezeichnet. Für diese soziolinguistisch inspirierte Herangehensweise führen die Autor:innen einleitend aus:

[T]he study of narratives needs to pay close attention to the local level of interaction, where stories should be analyzed for the ways in which they develop and emerge within specific participation frameworks and for how they are enmeshed in local doings, rather than as finished products. (De Fina/Georgakopoulou 2015:3)

Die Bedeutung von *Partizipationsrahmen* geht auf Erving Goffman (1981) zurück: In Interaktionen erzeugte »Transformationen der Wirklichkeit« (Knobloch 1994:28) beziehen sich auf verschiedene Ebenen oder Positionierungen, die stufenweise betrachtet werden können. Im deutschsprachigen Raum findet sich solch ein Ansatz unter der Bezeichnung ›identitätsbezogene Erzählforschung‹ (vgl. Keim 2012:32ff.) wieder. Was mit *Identität* gemeint ist, ist dabei grundsätzlich begründungsbedürftig.

Narrative Identität: Temporalisierte Darstellungsoptionen

Der Begriff ›Identität‹ ist Ausgangspunkt zahlreicher Kontroversen und wissenschaftlich in mehrfacher Weise umstritten (vgl. Straub 2000): Zum einen steht zur Debatte, ob es sich bei ›Identitäten‹ um essenzialisierende, aber nachrangige Teilaspekte handelt, die angesichts mannigfaltiger Zugehörigkeitsmodi – Klasse, Nationalstaat, Sprache, Geschlecht usw. – überholt scheinen und deren Prozesscharakter prinzipiell besser mit dem Begriff ›Biografie‹ bestimmt werden kann (vgl. Rosenthal 1999:22f.). Zum anderen ist die Frage, wie der Begriff der Identität überhaupt verstanden wird, ob es sich dabei um eine additiv gefasste Komplexitätsreduktion handelt (z.B. ›ich bin heterosexuell/Arbeiter:innenkind/Hobbymalerin‹) oder um eine empirisch fundierte Rekonstruktion²³ des ›Geworden-Seins‹, womit der Begriff der Identität als *Strukturbildungsprozess* verstanden werden kann, der Herausbildung, Reproduktion und Transformation des Selbstverhältnisses umfasst (Wohlrab-Sahr 2006:88).

Der Begriff *narrative Identität* wird gemeinhin mit Paul Ricœur (1987) in Verbindung gebracht und meint vereinfacht die (mögliche) sprachliche Vermittlung

23 Jürgen Straub (2000) kritisiert Patchwork-Konzeptualisierungen und ›Pluralisierungen des Subjekts‹ aus sozialpsychologischer Sicht. Das proklamierte Ende der theoretischen Bezugnahme *personaler Identität* würde dabei Prozessualität und Kohärenz komplexer Ansätze (z.B. von Mead, Freud, Joas) nicht berücksichtigen. Das Thema ›postmoderne Identitäten‹ hatte an der Schwelle zum neuen Jahrtausend mit verschiedenen Publikationen Konjunktur (vgl. Mey 2001). Die Diskussion hat sich seitdem verändert und wieder dem größeren Komplex der Teilhabe zugewandt (vgl. El-Mafalaani 2019).

des Selbstbezugs innerhalb bestehender Ordnungsprinzipien, die von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zehrt. Davon ausgehend haben Arnulf Deppermann und Gabriele Lucius-Hoene die *narrative Identität* methodologisch angereichert und konkretisiert: Der Blick richtet sich auf die Positionierung von Menschen im Interview sowie die bewussten wie unbewussten Darstellungen von Positionsveränderungen:

[Die narrative Identität] fokussiert diejenigen Aspekte sprachlicher Handlungen, mit denen ein Sprecher sich in einer Interaktion zu einer sozial bestimmbaren Person macht, eben eine bestimmte ›Position‹ im sozialen Raum für sich in Anspruch nimmt und mit denen er dem Interaktionspartner zu verstehen gibt, wie er gesehen werden möchte (*Selbstpositionierung*). Mit einer solchen Selbstpositionierung ebenso wie mit Adressierungen des Interaktionspartners und auf ihn bezogenen Handlungen weist er diesem ebenso eine soziale Position zu und verdeutlicht ihm damit, wie er ihn sieht (*Fremdpositionierung*). (Lucius-Hoene/Deppermann 2004:168f., kursiv i.O.)

Der Begriff der *Positionierung* verweist in Anlehnung an Fathali M. Moghaddam, Rom Harré und weitere (2003) nicht auf eine messbare Positioniertheit im Sinne sozioökonomischer Faktoren, sondern eine kognitive Ausstattung relationaler Verweise unter Bezugnahme auf geltende Normen. Es handelt sich um *Limitierungen*, wie sie die Kursleiterin benennt: Die Auslandsqualifizierten gelten als sprachlich nicht ›fit‹ genug, um auf dem Arbeitsmarkt in Deutschland konkurrieren zu können. Das Kursangebot füllt an dieser Stelle eine Lücke, die angesichts gleichwertiger Abschlüsse auch gleiche Bedingungen schaffen soll. Dass sie meinen, an sich arbeiten zu müssen, greifen die Befragten selbst – an bestimmten Stellen und auf bestimmte Weise – im Interview auf. In Bezug auf die von Lucius-Hoene und Deppermann definierte *narrative Identität* heißt dies, dass es sich dabei um eine Re-/Produktion handelt, die theoretisch-konzeptionell zunächst mehr einem Postulat (vgl. Deppermann 2013:1) ähnelt, oder um

[die] *Art und Weise, wie ein Mensch in konkreten Interaktionen Identitätsarbeit als narrative Darstellung und Herstellung von jeweils situativ relevanten Aspekten seiner Identität leistet*. Unter ›narrativer Identität‹ verstehen wir eine lokale und pragmatisch situierte Identität, die durch eine autobiografische Erzählung hergestellt und in ihr dargestellt wird (Lucius-Hoene/Deppermann 2002:55, kursiv i.O.).

Sie lässt sich nicht als ›die eine Erzählung‹ fassen, sondern beschreibt eher Modi, in denen Erzählungen entstehen, die innerhalb von Diskurszusammenhängen zu verstehen sind. Als Leistung ist bspw. die Anforderung, akzentfrei Deutsch zu sprechen, sprach- und situationsgebunden. Die *narrative Identität* beinhaltet immer nur Teilaspekte möglicher Domänen, in denen sie sich abspielt. Sie ist maßgeblich abhängig von spezifischen Ressourcen der Person und Gegebenheiten der Situati-

on, die diese schildert bzw. in der sie interagiert. Es handelt sich also nicht um ›die Identität‹ oder ›das Selbst einer Person‹ (vgl. ebd.), auch wird die *narrative Identität* nicht von einer Person ›besessen‹, sondern durch das autobiografische Erzählen *dar- und hergestellt*.

Mit der Unterscheidung von *Darstellung* und *Herstellung* der Identität wird der Tatsache Rechnung getragen, dass ein Erzähler Aspekte seiner Identität explizit zum Ausdruck bringt, darüber hinaus aber auch im Erzählprozess selbst Identität entwickelt. (ebd.:56, kursiv i.O.)

Damit ist das Erzählen als Handlung eingebettet in verschiedene *Temporalitäten*, in denen die:der Erzählende »Kontinuitäten der Selbsterfahrung über die biografischen Veränderungen hinweg« (ebd.) herstellt und darstellt, aber auch an gegenwärtige Relevanzen anpasst und zukünftig sinnhaft Veränderungen herbeiführt. Lucius-Hoene und Deppermann unterscheiden vier Dimensionen der Temporalität in Erzählungen, die die *narrative Identität* begründen. Die ersten beiden Dimensionen – *Kontinuität* und *narrative Modelle der Zeiterfahrung* – beziehen sich auf das Selbstverständnis der erzählenden Person, das sinnhaft gemacht wird, und, in Anlehnung an Ricœur (1987), nicht zeitlos ist. Auch die Abfolge, was erzählt wird, gehört dazu. So kann jemand bspw. linear erzählen, in Form von *Verlaufskurven* (vgl. Schütze 2016), retrospektiv oder fragmentarisch.

Agency, als dritte Dimension, zielt auf das Wie der Gestaltung in Situationen und das Darstellungsprinzip als Ausdruck, die Handlungsspielräume aufzeigen oder diese eingrenzen. Anders: Es macht einen Unterschied, ob jemand sagt ›ich musste arbeiten‹ oder ›ich habe gearbeitet‹. In diesem Sinne benennen die Autor:innen entlang des methodischen Vorgehens einen Aspekt von *agency* als Frage, »wer mit wem was in welcher Weise macht/machen kann, wessen Wirkung wem [...] zugerechnet werden kann und was in der Macht des Einzelnen steht (faktisch oder als Vorstellung)« (Helffferich 2012:10). Der Fokus liegt auf der sprachlichen *Herzvorbringung* von Sinn in und zu bestimmten Kontexten – bspw. der Arbeit, der Familie, dem Studium und so weiter. Auch wenn diese Herangehensweise kleinteilig anmutet und angesichts der Sprachlichkeit falsch sein kann, so lässt sich dennoch ablesen, ob Selbst- oder Fremdbestimmtheit gemeint ist.

Die vierte Dimension der Temporalität bezieht sich auf die *Wandlung vom erzählten zum erzählenden Ich*. Es handelt sich um eine Charakterisierung des vergangenen Ichs im Kontrast zum gegenwärtigen Selbstbild: z. B. wenn eine Frau erzählt, dass ihr früher das Lernen nichts ausgemacht habe, sie dies aber heute nicht mehr könne, da sie nicht mehr jung sei.

Neben diesen *temporalen Dimensionen* unterscheiden Lucius-Hoene und Deppermann auch die *soziale Dimension* der *narrativen Identität* entlang verschiedener Ebenen – Positionierungsebenen oder *positioning level* (vgl. Deppermann 2013; De Fina 2013). Die erste Positionierungsebene (*positioning level 1*) bezieht sich auf die

Frage: »How are the characters positioned in relation to one another within the reported events?« (Bamberg 1997:337, kursiv i.O.) Gemeint sind Nacherzählungen bestimmter Ereignisse, in denen die:der Sprechende im Sinne Goffmans eine Rolle einnimmt, die strategisch in Beziehung zu anderen gesetzt wird.

Die zweite Positionierungsebene (*positioning level 2*) bezieht sich auf Präsentationsmodi im Interview, d.h. die Art der Zuwendung zu Zuhörenden. Die Interviewerin ist nicht das einzige Publikum, vielmehr handelt es sich bei Interviewsituationen um *durchlässige Interaktionswelten*, in denen alltagsweltliche Aspekte mit hineinspielen, ohne dass diese bewusst vorgeführt werden.²⁴ Sie gehören zur ›Realität‹ des Interviews und zeigen gleichsam ein ›Außerhalb‹ auf, das maßgeblich der Herstellung der Situation dienen und manchmal in Beziehung zu der Bildungsteilnahme stehen kann.²⁵

Weitere Positionierungsebene: Diskurse und Ideologien

Die Bedeutung der dritten Ebene, die Michael Bamberg mit der Frage verknüpft, wie »narrators position themselves to themselves« (Bamberg 1997:337, kursiv i.O.) und wie Erzählende verstanden werden möchten, wurde diskursanalytisch weiterentwickelt (vgl. De Fina/Georgakopoulou 2015). Die Perspektive richtet sich auf Identifizierungsprozesse in größeren Zusammenhängen: »[This] third level is necessary to deal with how narrators and audience negotiate less locally produced senses of who they are, i.e. their membership into social identities, moral identities etc.« (De Fina 2013:43) Die dritte Ebene rekurriert auf ›kollektive Identitäten‹ oder, je nach Perspektive, auf ›Modi der Integration‹. Diskurse fungieren dahingehend als ›Folien‹ oder ›Brillen‹, und das Gesagte erscheint, durch diese geschaut, in einem bestimmten forschungsrelevanten Licht.²⁶

24 Als einfaches Beispiel dafür kann die zeitweise Anwesenheit von Kindern oder des Partners dienen, die indirekt Einfluss auf den Ablauf des Interviews haben können oder mit denen Alltag demonstriert wird. In der Analyse werden vermeintliche Nebenschauplätze, wie die Ansprache der Interviewerin oder die Hinwendung von Interviewten zu Dritten im Raum, berücksichtigt.

25 Ein extremes Beispiel war die Intervention einer Kursleiterin: Während eines Interviews mit einer Teilnehmerin in einem Kursraum kam diese zweimal hinein, um ›nach dem Rechten‹ zu schauen.

26 Eine Diskussion der Ansätze, die verschiedene Konzeptualisierungen von Biografie und Diskurs zusammenbringen, findet sich z.B. bei Elisabeth Tuijer und Tina Spies. Unter Rekurs auf Stuart Hall rekonstruiert Spies (2017:79ff.), wie durch die Unabgeschlossenheit von Diskursen auch Möglichkeiten entstehen, eigene Identifikationen zu entwickeln. Subjektpositionierungen können als »Lesarten‹ eines Diskurses« (Spies 2019:102) verstanden werden, zu denen sich die Biografieforschung verhält. *Biografie* kann als *Artikulation* (vgl. bspw. Spies 2018) verstanden werden: Selbst- und Fremdpositionierungen der erzählten und erlebten Lebensgeschichte werden ebenso in den Blick genommen wie die »situativen und kommunikativen Bedingungen, unter denen Interviews stattfinden« (ebd.:543).

Die dritte Positionierungsebene lässt sich mit einem Beispiel aus De Finas (2013:46ff.) Forschung illustrieren: Eine Englischlernerin hat Schwierigkeiten mit dem Erlernen einer neuen Sprache. Erklärt werden könnte dies mit der Gruppengröße oder der ethnischen Heterogenität im Kurs. In einem vermeintlichen Nebenschauplatz erzählt die Teilnehmerin von einer Beleidigung, die sie von einer anderen Teilnehmerin zu hören bekommen hat. De Fina bettet den Anspruch, Englisch zu lernen, in einem größeren Zusammenhang von Ausschluss und Anforderung ein, mit denen Englischlernen verbunden ist. Sie resümiert: »The corollary of this is that immigrants are often criticized in mainstream and right-wing rhetoric for not making enough of an effort at doing so and for not ›wanting‹ to learn English.« (ebd.:57) ›Sich nicht genug bemühen‹, ›sich anstrengen müssen, um mitzuhalten‹, ›mehr ertragen als andere‹, aber auch ›Grenzen setzen, wo diese bereits überschritten waren‹, ist vielen Erzählungen inhärent. Allerdings, so würde ich hier argumentieren, sind die Erzählenden den diskursiven Zuschreibungen nicht ausgeliefert.

5.5 Zusammenfassung und Ausblick

In diesem Kapitel wurde der Forschungsprozesses dargestellt, der sich zunächst explorativ gestaltete und im weiteren Verlauf des Vorgehens weiter verdichtete. Insbesondere die Gespräche mit Praktiker:innen zeigen mögliche Rahmen auf, die den biografisch-narrativen Interviews mit Bildungsschwerpunkt vorgelagert sind: a) Bildung im Erwachsenenalter ist ein diffuses Feld, das ständigen Veränderungen unterlegen ist. b) Die Fälle sind situativ und institutionell innerhalb dieses Feldes eingebettet. c) Bei Interaktionen zwischen Bildungsinteressierten und - anbietenden handelt es sich um relationale Prozesse, die stark von übergeordneten Gelegenheiten abhängig sind. d) Identifizierte Probleme, die Zielgruppen erst zu solchen werden lassen, können auch als anders gelagert zugespitzt werden. Diese Zuspitzungen spielen in den Forschungsprozess mit hinein, wenn von der Reduktion auf Sprachkenntnisse die Rede ist. Die Interviewpartner:innen wurden zum Teil innerhalb dieses Rahmens rekrutiert. Die Interviews selbst spielen sich somit im Kontext von Bildung ab und sagen etwas über die Realität des Feldes aus.

Die Erhebung orientiert sich an der Erzähltheorie des narrativen Interviews in Anlehnung an Schütze und die Auswertungsvorgehensweise nach Rosenthal. Ergänzend wurden Überlegungen zur *Biografizität* von Alheit und Dausien hinzugezogen, da die Verbindung zwischen *Biografie* und *Institution* gewinnbringend ist. Zusätzlich zu biografischen Konzepten wurden auch identitätsanalytische Instrumentarien und Begriffe vorgestellt. Hier können lokale Positionierungsprozesse innerhalb eines größeren Diskursrahmens verortet werden. Forschungspraktisch handelt es sich um eine ›zweite Brille‹, die anderen Formen der Erzählung und In-